



Nr. 224.

Sonntag, den 24. September 1905.

20. Jahrgang

Morich.

Roman von Friedrich Jacobson.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Die Bewohner von Sylt sagten, daß es nach diesem un- natürlich stürmischen Sommertage eine Sommernacht geben werde, die um so schöner sei, und der Mond würde nicht so verschleiert scheinen wie in der verflossenen Nacht, sondern sein Licht müsse voll und glänzend in die Dünen strahlen und alle Liebespaare hinauslocken.

Wer aber allein sei und kein Mädchen im Arm halten könne, der würde dennoch seinen Schlaf finden, sondern traum- wandeln und mit wunderlichen Gedanken umgehen; denn es wäre eine von den bekehrten Nächten, wie sie auf der sagenrei- chen Insel nicht zu den Seltenheiten gehören.

Also redete das junge Volk, und Franz Schubert wußte nichts von diesen Geheimnissen, er befand sich aber dennoch in einer seltsamen Stimmung, die ihn nach Einbruch des Abends aus dem Zimmer trieb, ohne daß er sich entschließen konnte, irgend einem bestimmten Ziele nachzugehen.

Das war ihm noch niemals in seinem Leben vorgekommen; es hatte bisher keine Stunde gegeben, in der er nicht ganz ge- nau wußte, was er mit der nächsten beginnen wollte.

Oder vielleicht auch nicht.

In der Franzensfeste zum Beispiel, wo jede Arbeit und jede Ruhe genau geregelt war, hatte die Energie seines Willens ruhen müssen, oder sie war nur in einem finsternen Brüten über die Flucht zum Ausbruch gekommen, aber selbst in dieser dunkelsten Zeit hatte er sich nicht so außerhalb seiner eigenen Persönlichkeit gefühlt wie an diesem Abend, wo die Herzen um- gehen sollten.

Es war ein Dämon in sein Leben getreten.

Früher, wie er noch als Knabe zwischen den Bergen seiner Heimath lebte, war die urwüchsige Kraft der Liebe mit allen guten und bösen Folgen nicht selten an seinen Augen vorüber- gegangen; er hatte es erlebt, daß um ein Weib gestritten wur- de, wie die Hirsche in der Brunstzeit kämpfen, er hatte gesehen, daß die Senndirnen den Wildschützen in ihrem Kreiser versteckte und die Büchse auf den verfolgenden Jäger ansetzte.

Das war ihm eine Narrheit gewesen.

Dann hatte er als Arzt das Weib kennen gelernt, hundert Schwächen, von denen der Mann nichts weiß, tausend Launen, über die der Mann lächelt — ein kleineres Gehirn, ein Ner- ven-system wie Spinnweben, zu keinem Beruf tauglich als zu dem einen der Fortpflanzung — so waren sie vor ihm hin- getreten und hatten sich als Wachs in seinen Händen erwiesen.

Wo er aber wirklich ein Herz suchte, da hatten sie ihm ei- nen Milchbart vorgezogen, der schön zu reden wußte und Lie- besgefasel zu girren verstand.

Heute? —

Franz Schubert ging im hellen Mondlicht und sah seinen Schatten nebenher wandern. Er konnte sich umdrehen, und der Schatten sprang gehorsam in eine andere Stellung, aber er vermochte den schwarzen Gefellen nicht wie der graue Mann in Peter Schlemihl von der Erde abzulösen, aufzurollen und in

die Tasche zu stecken; er konnte nicht wie sonst im Leben sagen: „Ich bin dein Herr, ich mache mit dir, was mir gefällt.“

Vielleicht war jener der Herr, und wie dereinst sein Besitz eine Seligkeit gegolten hatte, so konnte die Zeit kommen, wo die Ruhe eines Lebens hingegeben wurde, um seinen dämo- nischen Einflüssen zu gehorchen.

Denn der grübelnde Mann erkannte in dieser Stunde, daß ein Weib sein Schatten geworden war, und er wußte, wohin jener Weg führte, auf den sie ihn mit liebender Hand zu locken versuchte.

Sie hatte nicht mit nackten, brutalen Worten das An- fassen gestellt, er sollte ihr zuliebe ein Verbrechen begehen, wie er es schon einmal freiwillig für sie begangen hatte und ohne daß sie darum ahnte; er wußte ganz genau, daß sie nie- mals zu ihm reden würde wie der Gauner zu dem Rumpan, wenn der eine die That ausgenommen hat und ihre Fäden vor dem anderen ausbreitet; aber er fühlte auch, daß keine Stunde zwischen ihnen vergehen werde, in der nicht eine stumme Spra- che von Lippe zu Lippe schwebte. Narrheit, daß sie ihn nicht wiedersehen wollte, bis ein Zufall, an den niemand glaubte, ihm den Weg über ihre Schwelle ebnete! Er sollte an dieser Schwelle stehen wie ein Bettler, und sie wollte ihm Bettel- pfennige zuwerfen als Abschlagszahlung auf den großen ver- heißenen Lohn — einen Blick, einen Händedruck, einen zärt- lichen Seufzer, vielleicht einen Kuß und die Erlaubnis, den Arm um das Gewand zu legen, welches ihren Leib umhüllte — bis er in ihren Händen wie schmelzendes Wachs geworden war, bis er hinging, um das zu thun, was die Spieler „corriger la fortune“ nennen.

Da lag Miramare von Silber überfluthet, und hinter den Fenstern gingen die Schatten hin und her. Wenn sie jezt körperlich herunterkam und ihm eine Mondscheinnacht in den Dünen versprach und ein Liebeslied von dem murrenden Meer — wehe dem Manne, der zwischen ihm und ihr stand und der jezt vielleicht in seiner einsamen Villa darüber nachgrübel- te, wie er das Weib am besten der Schande und dem Elend preisgeben könnte! —

Franz Schubert fühlte, daß seine Stirn im Fieber brannte; er mußte einen Menschen haben, dem er sein Gewissen anver- trauen konnte; denn was da in seiner Brust zerrte, das war doch wohl jene geheimnisvolle Kraft, die der Uebermensch ver- lachen soll und die der Staubgeborene doch nicht todzuschlagen vermag: es war das Gewissen, mit dem er so gelassen zwischen den Mauern des Buchthauses gesessen hatte, obwohl auch die That, die er dort verbüßte, gegen die Normen des Gesetzes und gegen den Kodex der Moral verstieß.

Schubert raffte sich zusammen und verließ den Strand.

Er ging mit dem ihm angeborenen Ortsinn immer in gerader Richtung, quer durch die Insel und blieb erst aufat- mend stehen, als die Hütten von Neu-Rantum in der mondbe- glänzten und durchsichtigsten Niederung vor seinem Auge auf- tauchten.

In irgend einem dieser Häuser mußte Joseph wohnen. Vielleicht geigte er jetzt vor einer gleichgültigen Menge, aber wenn die Mitternacht herauf kommt, dann wird er wieder, wie gestern, heimlich, und er wird zusammenschrecken, wenn der Schatten des andern in seinen Weg fällt. Man sah nirgends Licht: die Leute schliefen wohl schon alle, von der Arbeit dieses Tages ermattet; es war keiner unter ihnen, der sich vor den Geistern der Nacht hätte fürchten müssen, keiner vor dem Werwolf und dem Vampir, der in Gestalt eines schönen Weibes die Männer beschleicht und ihnen mit dem Herzblut auch den Willen aus der Brust saugt, daß sie Schemen werden und Verzage in den Armen des Dämons.

Da unten an dem Strande, wo das Watt blinkte, regte sich's doch im Mondlicht. Der Nebel begann die Flur mit einem silbernen Schleier zu überweben, und man konnte fast nicht mehr unterscheiden, wo das Land aufhörte und wo das Wasser begann; der alte Mann, der dort an seinem Boot hantierte, schien aus dem Meere emporzuwachsen, und seine Erscheinung erregte die Vorstellung, als ob er nach einer Weile wieder verschwinden müsse, wie die Todten untertauchen, denen eine nächtliche Stunde die Erde zurückgibt.

Franz warf sich ermüdet in einen Heuhaufen und betrachtete das einsame Strandbild; er dachte daran, daß es auch für ihn vielleicht am besten sein würde, zu den Todten hinunterzugehen, und er wußte, daß seine Ruhe dann sehr tief sein werde — diese große Wasserfläche lockte mit ihrem leisen Murmeln wie ein Wiegenlied. Dann sah er eine zweite Gestalt über die westwärts gelegene Düne niedersteigen und sich der schweigenden Häusergruppe nähern; er erkannte den Gang und die Haltung, und dann sah er auch im Mondlicht das blasse Gesicht Josephs mit dem wirren Bart und den unruhig irrlich-ternden Augen.

Er ahnte leise den Pfiff eines Vogels nach.

Das war jenes Zeichen, mit dem sie sich auf ihrer Flucht verständigt hatten, wenn das Dunkel der Nacht sie trennte, oder wenn einer den andern vor einer unbekannten Gefahr warnen wollte.

Joseph stuchte und kam langsam näher.

„Ich warte auf dich“, sagte Franz leise, „wo hast du deine Geige?“

„Damit hat es ein Ende“, entgegnete jener. „Denkst du, daß ich mich jetzt vor allen Leuten hinstellen werde, mitten unter den Kronleuchter, wo ich jeden Augenblick erkannt werden kann?“

„Erkennen ist noch kein Verrathen.“

Nichter setzte sich ebenfalls in das Heu und begann seinen Bart zu durchwühlen.

„Daß ich ein Narr wäre, darauf zu bauen! Seitdem ich dieses Weib in unserer Nähe sehe, habe ich keine Ruh' mehr. Oder noch weniger als sonst. Ein Blick, ein Heben der Hand, ein Ruf — und ich bin verloren.“

„Sie hat dich doch geküßt“, sagte Schubert mit einem lauernden Seitenblick.

„Küßt du auf Weiberküsse, Franz? Freilich, du sagst immer, du wüßtest nichts davon.“

„Vielleicht doch, mein Junge, über Nacht wird manches anders. Was hältst du von dieser süßen Waare?“

„Gist“, — sagte Joseph finster. „Hat sie nicht einen Ruhen davon, wenn sie mich anfassen läßt? Ich muß immer an die Geschichte der Delila denken, die den Mann verrieth, als er in ihrem Schooße schlief.“

Franz lächelte ingrimmig.

„Du hast recht, ich werde auch daran denken. Uebrigens brauchst du dich nicht darüber zu grämen, denn du bist nur ein Spielspeug in ihren Händen gewesen. Ich war heute mit Senta zusammen, und wir beide — aber das geht dich schließlich nichts an.“

„Nein, macht, was Ihr wollt. Aber ich kann mir denken, daß sie ihre Neze nach dir ausgeworfen hat. Ein Mann wie du paßt zu diesem Weibe. Ihr beide beisammen würdet den Teufel aus der Hölle herausholen.“

Der andere nickte langsam.

„Kann sein, mein Junge, aber ich habe keine Lust, mich mit dem Satan zu befassen. Jeder Mensch hat ein Schuldkonto, was er nicht überschreiten darf, sonst muß er seinen Bankrott anmelden. Hält dich noch irgend etwas hier zurück? Du schleichst mir so verdächtig um das Haus, wo die schöne Fischerin wohnt. Habt Ihr beide ein Zusammentreffen in dieser schönen Mondnacht verabredet?“

„Nein“, entgegnete Joseph heftig, „es ist aus damit. Ich war ein Narr und erzählte dem Mädchen, daß ich auf der Flucht bin. Ich mußte es einem Menschen sagen, Franz, es hätte mir sonst das Herz abgedrückt, und ich traute diesem Mondnongesicht. Fromm mag sie sein, denn sie drehte sich ab

und ließ mich stehen. Nun ist sie mit ihrem Vater drüben am Amrum, und das ist ein Glück für dich und mich, denn sonst würden wir auch von dieser Seite verrathen werden. Ich habe mich den ganzen Tag in den Dünen herumgetrieben und nur von ein paar Möbeneiern gelebt. Die Gaj hält kein Mensch aus. Wir müssen so rasch wie möglich fort.“

Franz hatte sich aufgerichtet und lugte durch den Nebel nach dem Strande hinunter.

„Du hast recht, ich glaube, die Gelegenheit kommt uns in den Weg. Wenn mich meine Augen nicht täuschen, so will da eben ein Fischer in See stechen. Für Geld und gute Worte bringt er uns vielleicht an das Festland, und um das übrige laß mich sorgen.“

In diesem Augenblick lichtete sich der Nebel, und der Strand lag im hellen Mondlicht. Auch Joseph hatte sich aufgerichtet und sah plötzlich den Arm seines Gefährten.

„Das ist Rasmus Ivers, Helenes Vater. Er muß von Amrum zurückgekommen sein, wenn der uns findet, so sind wir verloren!“

„Weil er etwas weiß, meinst du? Sprachst du nicht von den frommen Augen des Mädchens? Er weiß nichts, du kannst dich darauf verlassen — schnell, bevor es zu spät wird!“

Es kam wieder jener seltsame Einfluß zum Durchbruch, den Franz jedesmal ausübte, wenn es sich um einen plötzlichen und festen Entschluß handelte; das Spiel mit einer Gefahr reizte ihn und ließ von seinem Willen eine Kraft ausstrahlen, der sich schwächere Naturen niemals entziehen konnten — und so war es auch jetzt, obwohl die Vermuthung nahe lag, daß der Fischer sich dem Ansinnen widersetzen, und daß er selbst dann Mistrauen schöpfen werde, wenn Lene über die Vergangenheit Josephs geschwiegen haben sollte.

Sie gingen beide zum Strande hinunter, und Schubert rief den Alten an, der gerade seine Neze in das Boot gelegt hatte und das Segel zur Abfahrt rüstete.

Rasmus Ivers drehte sich um und erkannte seinen bisherigen Hausgenossen in dem Begleiter des fremden Mannes.

„So“ — sagte er, „Sie sind es. Das ist nur gut — Sie haben wohl kein Quartier für die Nacht gefunden — aber mein Haus steht ganz leer, und ich habe mir dagegen, wenn Sie wieder in die Kammer einziehen wollen. Was will dieser Herr von mir, daß er mich anruft?“

Franz trat einen Schritt vor.

„Ihr wollt auf den Fischfang hinaus, nicht wahr, Alter?“

„Ja, Herr. Ich bin zwar heute schon in Amrum gewesen, aber diese Nacht gehen die Fische gut ins Netz, und es kann ein gesegneter Fang werden.“

„Wieviel?“

„Wenn es glückt, zehn Mark.“

Schubert griff in die Tasche.

„Hier ist das Doppelte. Ihr sollt uns hinüberfahren an das Festland — diese Nacht.“

„Und wenn ich das nicht will?“

„Mein Freund bittet Euch darum.“

Der Alte wandte sich wieder zu Joseph, der stumm daneben stand.

„Ich dachte, Sie hätten Ihren Kontrakt? Aber das geht mich nichts an. Es ist nur darum, daß Sie gern bei mir bleiben können, bis in Westerland geschlossen wird; ich hindere Sie nicht daran. Ich habe Sie heute früh gebeten, mein Haus zu verlassen, weil es zwischen zwei jungen Leuten nicht gut thut, wo ich doch viel unterwegs bin; aber die Lene bleibt drüben auf Amrum bei der Mahme, und da können wir ganz gut beisammen hausen. Ich möchte keinen Menschen in die weite Welt hinaustreiben.“

Die beiden Freunde blickten einander fragend an.

„Es ist das alte Lied“, sagte Franz halblaut, „das wird uns beiden gesungen, dir und mir. Entscheide dich, ich gebe.“

„Ich auch, Franz.“

Rasmus Ivers sagte nichts weiter, sondern machte nur eine stumme Handbewegung zum Einsteigen. Dann richtete er das Segel und setzte sich ans Steuer — die beiden anderen hatten ihm gegenüber Platz genommen, und das Boot strich langsam hinaus ins Watt.

(Fortsetzung folgt.)

Behandlung von Gallensteinleiden

ohne Morphium, Opium, Oestur, Operation.

Clemens Lehmann, Nerostraße 46, 2.

Sprechstunden: Vormittags 1/2 10 — 1/2 12, Nachmittags 3 — 5 Uhr.

Weiteres befragt Gratis-Broschüre.

7113



Nieder die Entstehung eines Diamanten. In einer Versammlung amerikanischer Bergwerks-Ingenieure erhob nach Angabe einer Fachzeitschrift für Chemie Herr Gardner S. Williams, der seit 17 Jahren Leiter der Kimberley-Grube ist, einige Einwendungen gegen die in bezug auf die Entstehung der Diamanten bisher aufgestellten Theorien, und zwar auf Grund seiner persönlichen Erfahrung. Diamanten verschiedener Gruben haben bestimmte Krystallisationsformen, die so ausgesprochen sind, daß z. B. südafrikanische Diamant-Ingenieure positiv die Diamanten des einen Feldes von denen eines anderen unterscheiden können. In einer Grube sind die Steine scharfkantige Oktaeder (Ainsieder), in der anderen runderliche Dodekaeder (Zwölfecker). Hieraus schließt er, daß auch die Diamanten von Kimberley nicht einmal gemeinsamen Ursprungs sind. Alle Diamanten, die vor der Entdeckung der Röhren oder Krater in Kimberley gefunden wurden, darunter der Koh-i-nur, Großmogul und der Regent, stammen aus alluvialen Ablagerungen, entstanden durch Zerkleinerung des ursprünglichen Gesteins. Die Schicht bestand in Indien aus Sandstein, Quarz, Jaspis, Feuerstein, Granit und kaltsinen Konglomeraten und war ungefähr 6 Meter dick. In Brasilien bestanden die diamantführenden Alluvialschichten aus Ton, Quarz, Sand und Eisenoryx. Vor einigen Jahren wurden Diamanten im Pochtrog einer Pochbatterie in Klerksdorf (Transvaal) gefunden, die mit dem Golderkonglomerat hineingekommen sind. In Kimberley finden sich Diamanten in der blauen Erde, welche erloschene Krater ausfüllt. Der blaue Grund ist zweifellos vulkanischen Ursprungs, er besteht aus Olivin und anderen Gesteinsfragmenten. Mr. Williams ist nun der Ansicht, daß die Krater eher durch wässrige als durch feurige Agentien gefüllt wurden, vielleiht in der Art eines Schlammvulkans. Bemerkenswert ist nämlich, daß alle Krater mit einer Masse gefüllt sind, wie sie auch die herumliegende Gegend aufweist; es werden auch keine Diamanten in Wasserläufen oder Alluvialschichten in der Umgebung der Grube gefunden. Der Redner führte noch andere Beispiele gegen die feurige Bildung an; er besprach dann die verschiedenen Ansichten über die Entstehung des Diamanten und brachte Belege dafür bei, daß der Blaugrund nicht das ursprüngliche Material ist, in dem der Diamant sich bildet. Für letzteres sprechen auch die Experimente von Luzzi, welcher nachwies, daß Diamant von geschmolzenem Blaugrund angegriffen wird; ferner daß v. Tschudi in einem Diamanten ein Goldblättchen fand. Mr. Williams berichtet aber das Zerspringen der Steine, namentlich einer hellbraunen Sorte, in trockener Luft. Alle Diamanten hinterlassen beim Verbrennen einen Rückstand, der in der Hauptsache aus Eisen besteht. Der Redner ist der Ansicht, daß die großen Diamanten nach und nach gewachsen sind, und führt hierfür auch ein Beispiel an, in dem in einem Diamanten zwei kleine rote Diamanten eingeschlossen waren. — Wie sich die heutige Wissenschaft zu der Frage stellt, verrät das Fachblatt allerdings nicht!



Cortina im Ampezzotal. Wenn je das Glück beschieden ist, seine Schritte nach Italien lenken zu können, dem bietet sich als schönste Eingangsroute das herrliche Ampezzotal. Mitten durch das Herz der phantastischen Dolomitenwelt führend, eröffnet sich hier neben der ersten Größe des Hochgebirges allmählich die Pracht südlicher Landschaft, um so mehr gefangen nehmend, bis man an dem Endpunkte der „Strada d'Allemagna“, der herrlichen Lagunenstadt Venedig angelangt, sich ganz in dem Lande der deutschen Sehnst befand. Nach einem kurzen Abstecher von der Brennerbahn erreicht man Toblach, das durch den Aufenthalt Kaiser Friedrichs bekannte Gebirgsdörfchen im Pustertale. Man steht da am Eingang einer Gebirgsschlucht, welche, sich mehr und mehr verengend, zunächst nach Kandro an dem Ufer des Dürrensees führt. Hier öffnet sich jenes herrliche Bild des Monte Cristallo, dessen drei mächtige, zum Himmel ragende Kristalle sich in dem ruhigen, tiefgrünen Wasser des waldumsäumten Sees widerpiegeln! Nach kurzer Fahrt passiert man dann Schluderbach, ein einsames Wirtshaus, inmitten einer gewaltigen Gebirgslandschaft, eines der hauptsächlichsten Standquartiere des Dolomitenkletterers. Man blickt von hier hinauf nach der sagenumwobenen Rotwand, an deren ungeheuren, steilen Felsen der „wilde Pfarrer“ in stürmischen Nächten entlang ziehen und eine Geige spielen soll. Immer enger wird das Tal. Man passiert die Felschlucht, in welcher die Wasser des Boischades

Esels in die Tiefe stürzen. Dann öffnet sich der Blick allmählich. Während zur Linken die wild gezackte Felswand des Pomaggon, eines Ausläufers des Monte Cristallo, die Straße unmittelbar begleitet, ziehen sich zur Rechten die Felsen der dreigezackten Tofana immer weiter zurück. Ein breites Tal mit grünen Wiesen, Wäldern und wogenden Fluren öffnet sich, rings umrahmt von stolzen Felsgipfeln, und in seiner Mitte liegt ein hübsches, sauberes Städtchen mit stattlicher Kirche und Campanile Cortina. „La magnifica comunità d'Ampezzo“ (die prächtige Gemeinde von Ampezzo) ist der stolze Titel dieser Gemeinde, die zu den reichsten Tirols zählt und so große Bestände an Wäldern und Wiesen hat, daß sie es stolz verschmähen kann, ihren Mitgliefern Steuern abzunehmen, dieselben vielmehr alljährlich hoch mit dem nötigen Holz für den Winter versorgt. Man steht es den Leuten hier an, daß ihnen der Kampf ums Dasein weniger Sorge macht, als anderswo. Aus ihren schmucken Häusern blickt durchweg Wohlhabenheit und Behaglichkeit. Ringsum aber von allen Seiten blicken die Dolomitriesen auf das Städtchen herab und es ist wahrlich kein Wunder, daß die Zahl der Sommergäste hier alljährlich nach Zehntausenden zählt. Hier allerdings imponiert der Monte Cristallo, weniger durch die packende Form, welche man beim Dürrensee bewunderte, als durch seine ungeheure Masse. Man ist an der Grenze Italiens angelangt. Schon Cortina, dessen Bewohner sich im übrigen durch gute deutsche Gesinnung auszeichnen, liegt innerhalb des italienischen Sprachgebietes. Der Wagen fährt uns rasch bergab, an dem mächtigen Sorapiss und Anelao zur Linken, der gezackten Croda da Lago und der riesenhaften Mauer des Monte Almo zur Rechten vorbei. Dann blickt man hinunter auf Pieve di Cadore, den Geburtsort Chians. Immer mehr nehmen die Kastanienbäume überhand, Weinberge zeigen sich zu beiden Seiten, die Höhen werden kahler, die Häuser an der Straße romantischer, die Gestalten — italienischer. So geht es in flotter Fahrt weiter nach Feltre, von wo das eiserne Roß in kurzer Zeit nach Venedig fährt.

Gemeinnütziges.

Einfaches Bohnerverfahren. Das feische Bohnern der Fußböden, zumal des Parketts, ist eine Arbeit, die viel Mühe macht und welcher die Hausfrau nur mit stillem Grauen entgegen sieht. Die Mühsal wird sehr verringert, wenn man nach der folgenden Methode verfährt. Tags vor dem Bohnern wird der Fußboden mit leichtem Sodawasser recht gründlich aufgewaschen, damit er bis zum folgenden Tag ganz und gar trocken ist. Kurz vor dem Bohnern bereitet man die dazu gehörige Masse. Man tut für 30 Pfg. gelbes, einfaches Wachs in eine leere, gut gereinigte Konservendbüchse und stellt es solange an eine warme Herdplatte, bis die Masse anfängt, zu schmelzen. Dann nimmt man die Büchse vom Herde fort, fügt vorsichtig für 30 Pfg. geruchlosen französischen Terpentin dazu und rührt die Mischung an warmer Herdplatte behutsam recht heiß. Man verwendet die Bohnermasse in warmem Zustande, spritzt mit einem Eßlöffel einige Tropfen auf den Boden und verreibt diese dort sofort tüchtig mit einem schweren Wolltuch, solange mit Aufsprühen und Nachreiben fortfahrend, bis das Zimmer fertig ist. Dann erst wird mit der schweren Bohnerbürste nachgebohnt, doch bedarf es stets nur weniger Striche, um den Boden gleichmäßig glänzend zu erhalten. — Wer kein Parkett, sondern gestrichene Fußböden hat, auch die Glätte des Bohnerverfahrens nicht liebt, der kann solchen Böden einen trefflichen Glanz verleihen, wenn er sie nach folgender Anweisung behandelt. Man nimmt lauwarmes, mit etwas Salz und Spiritus versetztes Wasser, taucht ein weiches Schenertuch hinein, drückt es möglichst fest aus und reibt damit den Fußboden strichweise auf. Dann nimmt man ein Schälchen entfärbter Milch, taucht ein Käppchen hinein, drückt es aus und reibt eine kleine Stelle des Fußbodens damit ein, um sie gleich mit dickem Wolltuch blank zu reiben. Man muß dabei darauf achten, daß immer nur eine kleine Stelle vorgerieben wird und daß das Nachreiben strichweise erfolgt.

Eine Liebesprobe.

„Also alles ist vergebens, Fräulein Starkheld, und es bleibt mir nicht die geringste Hoffnung?“ fragte der junge Herr Reppenbach.

„Nein, Herr Reppenbach,“ gab die hübsche junge Dame zur Antwort. „Ich fürchte, es bleibt Ihnen keine. Ich schätze Sie ja außerordentlich hoch und ich werde immer einen großen Wert auf Ihre Freundschaft legen. Aber ich bin nicht imstande, Ihnen die Gefühle entgegenzubringen, die Sie von Ihrer zukünftigen Frau erwarten müssen. Ich will Sie darüber nicht täuschen. Also, sagen wir uns ein freundschaftliches Lebewohl, Herr Reppenbach, — ein Lebewohl für immer.“

Der junge Mann seufzte bitterlich und rief: „Das ist der zweite Schicksalsschlag, der mich heute trifft. Heute morgen empfing

Ich ein Telegramm, daß mein alter Onkel plötzlich gestorben ist.“
 „O, lieber Herr Reppenbach, das tut mir aber sehr leid.
 Und hat Ihr Onkel —?“

„Nein, ich glaube nicht, daß er viel gelitten hat. Er ist
 nur ganz kurze Zeit krank gewesen.“

„Natürlich wird er nicht, lieber Herr Reppenbach. Aber
 ich wollte fragen, ob er —“

„Nein, Fräulein Starkheld, das ist es ja, was mich so
 schmerzt. Mein einziger Verwandter war zugegen. Sein Zu-
 stand verschlechterte sich so plötzlich, daß keine Zeit mehr blieb,
 uns zu benachrichtigen.“

„Das ist allerdings sehr traurig,“ sagte Fräulein Stark-
 held mit einem Tone der Ungeduld in ihrer Stimme. Dann
 fügte sie plötzlich hinzu: „Und hat er Vermögen hinterlassen?“

„O ja, ziemlich viel. Ungefähr eine Million.“

„Und wer ist sein Erbe, lieber Herr Reppenbach?“

„Wer Erbe ist? Ich, selbstverständlich. Wer könnte es sonst
 sein.“

„Sie lieber, guter Mensch! Der Tod Ihres Onkels muß
 Ihnen schrecklich nahe gehen.“

„Bemitleiden Sie mich wirklich, Fräulein Starkheld?“

„Aber aus tiefstem Herzen, Herr Reppenbach.“

„Ihre Ablehnung meines aufrichtigen Antrages und dazu
 der Tod meines Onkels! Es war zuviel für mich. Ich bin
 ganz niedergebrochen.“

Fräulein Starkheld trat einen Schritt näher, legte ihren
 rechten Arm auf seine Schulter und sagte nach einer Pause mit
 leiser Stimme:

„Und — und — wenn ich nun — Ihren Antrag an-
 nähme, mein Lieber, würde Sie das dann wirklich glücklich
 — sehr glücklich machen?“

„O, Fräulein Klara! Ich würde der glücklichste Mensch
 auf der weiten Erde sein. Mein Onkel war ja ein eingefleischter
 Junggeselle und Weiberfeind, und er hat mir sein Vermögen
 nur unter der Bedingung vermacht, daß ich niemals heirate.
 Ich wollte Ihnen nun heute die Tiefe meiner Neigung zeigen,
 und Ihnen sagen, daß ich um Ihrer Liebe willen auf seinen
 elenden Mammon verzichte und Sie, seinem Testament zum Trost,
 heiraten würde. Sie wollen also wirklich die Meine werden?“

Es dauerte einige Zeit, bevor Fräulein Starkheld antwortete,
 und ihre Stimme klang dabei wesentlich schärfer, als vorher:

„Wie ich Ihnen schon sagte, Herr Reppenbach, ich schätze Sie
 außerordentlich hoch, viel zu hoch, um Ihnen zumuten zu können,
 mir zu Liebe ein solches Opfer zu bringen. Aber ich fühle
 auch mehr als je, daß meinen Gefühlen für Sie etwas abgeht,
 daß es nicht die richtige, wahre Liebe ist, die ein junges Mädchen
 für den Mann ihrer Wahl haben soll. Und darum, Herr
 Reppenbach, noch einmal! Es muß ein Lebenswohl sein, ein Lebe-
 wohl — für immer.“



Eine japanische Legende erzählt: Eine junge Frau, die
 arm war, mußte ihr kleines Kind bei einer anderen Frau in
 Pflege geben, da sie in fremden Dienst ging. Nach ein paar
 Jahren aber verließ sie ihre Stelle und wollte nun ihr Kind,
 das sie herzlich liebte, wieder bei sich haben. Zu ihrer großen
 Ueberraschung erklärte aber die Frau, bei der sie das Kind in
 Pflege gegeben hatte, das Kind für ihr eigenes und wollte
 es nicht zurückgeben. Die Sache kam vor einen berühmten und
 weisen Richter, namens Ota, der weithin im Lande wegen
 seiner Gerechtigkeit und wegen seines Scharfsinns bekannt war.
 Der befahl, jede der beiden Frauen solle einen Arm des Kindes
 nehmen und daran ziehen. Die, die sich als die stärkste erwies,
 solle das Kind haben. Die wahre Mutter, obwohl sie nicht
 zu widerstreben wagte, ergriff voll vorwurfsvoller Sorgsamkeit
 und Zärtlichkeit die Hand des Kindes, während das fremde
 Weib aus Leibeskräften an dem anderen Arm riß. Kaum aber
 hatte das Kind einen Schmerzensschrei ausgestoßen, als die
 Mutter seine Hand losließ und sich weigerte, weiter zu ziehen.
 Ihre Freunde redeten ihr zu, das andere Weib forderte sie laut
 auf, doch fortzufahren. Der Richter hatte still und aufmerksam
 dagesehen, nun erklärte er das grausame Weib für eine freche
 Betrügerin, die, jedes mütterlichen Gefühls bar, die Pein ihres
 angeblichen Kindes nicht ansehe, und befahl, sie streng zu be-
 strafen. Der glücklichen Mutter aber gab er ihr Kind zurück.

Räthsel und Aufgaben.

Schieberäthsel.

Schwein, Eisenach, Weiss, Schatten, Rastatt, Tantalus,
 Triton, Gefelle, Sandwich, Grachen, Eichhorn, Silbries,
 Basle, Buschmann, Betragen, Traum, Weinstein.

Vorstehende Wörter sollen untereinander geschrieben und seitwärts
 derartig verschoben werden, daß in zwei senkrechten Buchstabenreihen der
 Anfang eines bekannten Liedes von Dinger zu lesen ist.

Buchstaben-Doppelräthsel.

a a a a a e d d d d e g g g i i i i l l m m u n n o o o
 r r r r r s s s s t t w w

Aus vorstehenden 40 Buchstaben sollen 10 aus je 4 Buchstaben
 bestehende Wörter gebildet werden. Dieselben bezeichnen: eine Be-
 zeichnung für Kummer, eine grammatische Bezeichnung, ein vier-
 füßiges Thier, einen Schmuckgegenstand, eine geographische Bezeichnung,
 Bezeichnung für Farbe, Theil eines Gebäudes, ein Kleidungsstück, einen
 Theil des Auges und ein Metall.

Setzt man vor jedes der so entstandenen Wörter zwei der nach-
 stehend angegebenen Buchstaben, so nennen die Anfangsbuchstaben der
 dann entstandenen Wörter eine Stadt in Nordamerika. Die vorzu-
 setzenden Buchstaben sind:

a a a a b e e e g h i n n o o p r s s t t w.

Nebst.



Auflösungen aus voriger Nummer.

Buchstaben-Ergänzung.

Davos
 Hadrum
 Grad
 Leine
 Guden
 Irland
 Garnisan
 Dabab
 Saibe
 Thenerung
 Donner
 Emille
 Diereci
 Graf
 Gias
 Jagst

Du gleichst dem Geist, den du beargwöhnst.
 (Goethe).

Nebst.

Jung getohnt, alt gethan.

Mdme. K. Tobias, Wiesbaden,

Friedrichstrasse No. 8, I.

Manicure und Pedicure.

Behördlich geprüfte Hühneraugen - Operateurin.

Specialistin für Fußpflege nach amerik. Methode.

In Amerika studirt und diplomirt für medizinische Massage zur

Erhaltung der Gesundheit.

Gesichtsmassage mit Dampf zur Verjüngung des Gesichts

Erhaltung des Teints bis ins späteste Alter.

Behandlung in und ausser dem Hause.

Sprechstunde im Hause 2-5 Uhr.

Ausser dem Hause auf Vorlangen jederzeit.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

— Anzüglich. —



Gutsherr: „Ja, aber Hannes, wie seht Ihr denn aus? Wer hat Euch denn so zugerichtet?“
Hannes: „Mein Gott, Herr Baron — Sie wissen ja, wie's im Hause geht.“

12 12 **Kindlich.** 12 12



Mutter (nach einer längeren Erzählung): „Und so siehst Du, Karlchen, man muß immer vom Schlechten das Gute und vom Guten das Beste herauszufinden

suchen.“ — Karlchen: „Ja, Mama, Du hast doch aber gesagt, wenn ein Keller mit Gutem auf dem Tische steht, soll ich mir nie das Beste heraussuchen!“

Ironie.

Schriftsteller: „Ich will meinen Roman Ihrem Verlage überlassen. Wieviel Prozent geben Sie?“

Verleger: „Sie meinen wohl pro Zentner?“

Hohes Alter.

Tourist: „Sie sind wohl schon recht alt, liebes Mütterchen?“

Alte Bauersfrau: „Ach ja, das liegt so in der Luft. Meine selige Großmutter z. B., wenn die noch lebte, wäre schon 112 Jahre alt!“

Tourist: „Wunderbares Klima! Beneidenswerte Leute! Geseignete Gegend.“

Poesie und Prosa.

Dichter (während einer Meerfahrt zu einem Herrn): „Die wogende Flut hat doch etwas unsagbar Erhebendes an sich; sie erinnert uns Menschen unwillkürlich an die geheimnisvolle Macht aller Naturkräfte, und je länger ich mich in den Anblick des großartigen Wellenspieles vertiefe, desto herauschender wirkt es auf mich ein.“ — Herr: „Nu, här'n Se mal — das sind Sä de erschen Anzeichen der Seekrankheit.“

• **Aufrichtig.** •



— „Meine Gnädige, fühlen Sie denn gar nichts bei dem Geständnis meiner Liebe?“

— „O ja, unerhörte Langeweile.“

Deutlich.

Junger Mensch (eine Dame auf der Straße ansprechend): „Wäre Ihnen meine Begleitung vielleicht angenehm?“

Dame: „Heute nicht, aber morgen, wenn ich mein grünes Kleid an habe, dann passen Sie besser zu mir!“

Hinter den Koulissen.

Lebemann: „Mein Fräulein, diesen Schmuck berehre ich Ihnen als Zeichen meiner echten Liebe.“

Balletteuse: „Schön, ich werde vom Pfandleiher untersuchen lassen, ob — Ihre Liebe echt ist.“

Kindermund.

Lieschen: „Herrscht bei Euch auch die Influenza?“

Annchen: „Nein, bei uns herrscht nur die Mama!“

Übertrieben.

— „Der Buchhalter Gottlich ist so rücksichtsvoll, daß er sich immer erst rasieren läßt, bevor er mit seiner Braut durch's Telephon spricht.“



~ **Des Leutnants Traum.** ~

Leutnant: „Pech! — Pech! — und abermals Pech! Da annonciere ich neulich: Die und die Dame aus der und der Konditorei wird von dem und dem gebeten, ans Schiller-Denkmal zu kommen.“

— „Na, und ist sie denn nicht gekommen?“

Leutnant: „Sehen Sie sich doch das Schiller-Denkmal mal an!“

Der Löwenzahn.

Eine wahre Humoreske von Karl Nöde.

Hirschhaken kann sich jeder Fagte an die Uhrkette baumeln!“
Fritz Mönkemeyer blies den Dampf seiner La Ferme verächtlich von sich, aber hier — einen Löwenzahn, das will was sagen — —.“

„Den hast Du ja auch bloß gekauft, Fritzchen —!“ unterbrach Traugott Straußberger den Kameraden mit gutmütigem Spott.

„Du mußt es wissen, bist ja noch nüchtern!“ Fritz erhob sich und warf den Rest seines Pappros in die Ecke.

„Fritzchen — hast Du das Zähnechen wirklich einem Löwen aus der Kinnlade gezogen? Traugott Straußberger stellte sich breitbeinig vor Fritz hin und legte seine Hände auf dessen Schulter.

Fritz schüttelte die Hände von sich ab.

„Schmerzlos sogar, nicht wahr, Fritz?“ rief Carl Förster.

„Fritz ist Zahntechniker aus Afrika!“ lachte August Fischer.

„Wirklicher Geheimer Oberhofzahnarzt Seiner Majestät des Königs der Wüste!“ spöttelte Walther Reimann.

„Und Ihr seid Schafsköpfe, wißt Ihr das?“ Fritz Mönkemeyer blickte die spöttelnden Kameraden ärgerlich an, indem er nach Stod und Gut griff.

„Nein, Fritz!“ lachten diese zurück, „das haben wir noch nicht gewußt.“

„Dann laßt es Euch hiermit gesagt sein!“ Mit diesen Worten ging er davon.

„Hurra hoch Sr. Excellenz, dem Wirklichen Geheimen Oberhofzahnarzt Sr. Majestät des Königs Leo Africanus!“ jubelten die Kameraden hinter ihm her.

Fritz Mönkemeyer war ein guter Junge, alle hatten ihn gern. Er war auch wirklich in Afrika gewesen; aber daß er Löwen gejagt habe, das glaubte ihm niemand.

Am Abend schlenderte Traugott Straußberger durch die Straßen und gelangte an Miß Coras Löwenzirkus. „Miß Cora, die Löwenbraut“ stand dort mit riesengroßen Buchstaben über dem Eingang des Zirkus, und ein junger Bursche schrie die Passanten unaufhörlich an, die staunenerregenden Produktionen der „Löwenbraut“ anzusehen.

Traugott Straußberger zahlte seine Mark und trat hinein. Der erste Platz war leer, nur auf den billigsten Plätzen saßen einzelne Zuschauer. Dennoch ging die Vorstellung von statten. Nach Schluß derselben hielt es Traugott für angemessen, der Löwenbraut ein Kompliment zu sagen. Als er mit der Dame redete, trat ein Wärter an beide heran und präsentierte der Miß einen, in ein schmutziges Zeitungsstück gewickelten Zahn mit dem Bemerkten, daß der junge Löwe denselben eben verloren habe; es sei sein erster Fangzahn. Traugott nahm den Zahn in die Hand. „Darf

ich ihn haben?“ fragte er mit leisem Lächeln die Löwenbraut. — „Wenn es Ihnen Vergnügen macht, bitte —!“

Traugott steckte den Zahn in seine Tasche und, da die Zalerstücke bei ihm loder saßen, gab er dem Wärter einen Zaler.

Vom Zirkus spazierte er zu einem Juwelier, der den Zahn an seiner Uhrkette befestigen mußte.

Am folgenden Vormittage passierte dieselbe Geschichte Karl Förster; nach ein paar Worten, die er der Löwenbraut sagte, erschien der Wärter mit dem Löwenfangzahn und erhielt einen Zaler.

Am Nachmittag führte der Zufall August Fischer nach dem Zirkus, und wieder spielte sich die Löwenzahngeschichte ab. Und als am Abend Walter Reimann die Löwenbraut besuchte, war auch er so glücklich, einen Löwenzahn zu erhalten.

Natürlich machten es alle drei wie Traugott Straußberger, sie liehen sich die Zähne an ihren Uhrketten befestigen und freuten sich — ein jeder insgeheim — diebisch, bei der nächsten Zusammenkunft mit Fritz Mönkemeyer demselben auch ihrerseits einen veritablen Löwenzahn entgegen halten zu können.

Die Gelegenheit ließ nicht auf sich warten; der Zufall wollte sogar, daß alle fünf Kameraden zusammen trafen.

„Pst — — —! Du — — hast auch einen?! So riefen sie einander mit verdunkten Gesichtern entgegen, als ein jeder seinen Löwenzahn emporhielt.

„Donnerschock, Kinder,“ lachte Fritz Mönkemeyer, „wenn das man keine Kälberzähne sind, die Ihr Euch selber ausgezogen habt?“

„Verdammte Schwindel!“ Lachend und lärmend begab sich der kleine Fünferchor nach dem Löwenzirkus. Miß Cora produzierte sich gerade wieder und war nicht wenig entzückt, daß der erste Platz fünf Besucher zeigte. Als aber nach dem Schluß der Vorstellung die Fünfe vortraten und fragten, ob nicht noch ein Löwenzahn verkäuflich sei, da hat sie die Herren der Reihe nach angelächelt und gemeint: „Es gibt halt mehr Schafsköpfe in der Welt als Löwenfangzähne, meine Herren, ich kann nir dazu.“

Fritz Mönkemeyer aber hat laut aufgelaht: „Wißt Ihr nun, was Ihr seid? Schafsköpfe — —!“

„Und die Zähne, Miß Cora?“ haben die anderen gefragt, „was sind das für Zähne hier?“

„Da müssen die Herren halt meinen Wärter fragen, aber der ist seit heute früh auf und davon: ich kann nir dazu.“

Seitdem hat man Fritz Mönkemeyer nicht wieder mit seinem Löwenzahn — gebissen.

Kommenstert.

Hans (bei der Lektüre einer Seegeschichte): „Sag mal, Max, was sind denn das: Sextanten?“

Max: „Sechs Tanten? Na, das sind ein halbes Duzend Tanten.“

Hans: „Hier steht aber: Bei einem neuerlichen heftigen Stoß des Schiffes fielen unsere Sextanten die Kajütentreppe hinunter und brachen . . .“

Max: „Brachen? — Ja, na, dann wer'n sie jedenfalls seekrank gewesen sein!“

Späte Reue.

Herr: „Was soll ich mit der alten zerrissenen Hose?“
Geistlicher: „Nehmen Sie sie, mein Herr; ein reuiges Weichtum, das sie Ihnen vor fünf Jahren gestohlen, hat sie mir gegeben, damit ich sie Ihnen wieder zustellen soll.“

Irntum.

Erster Bauer: „Werden denn die Abgeordneten im Reichstag als Maler beschäftigt?“

Zweiter Bauer: „Wißt wohl verrückt?“

Erster Bauer: „Na, ich meine nur, weil doch in der Zeitung steht, sie hätten in der Sitzung einen Kasernenbau gestrichen.“

Merkwürdiges Wiedersehen.

„Grüß Gott, altes Haus! Kennst Du mich nicht mehr?“

„Nein: das heißt, wenn Sie Meier heißen — dann bist Du es!“

Fein unterschlenen.

„Auf Höchsten und Hohen Wunsch und auf allgemeines Verlangen zum zweiten male.“



Gändler: „Buh, ist das eine Higel!
 Da werde ich mich etwas verschnauften.“



„Ah, die Strippe ist ja wie gemacht, daß
 ich darauf mein Bündel hängen kann.“



Telephonarbeiter: „Jetzt noch der
 letzte Draht. Heiß auf!“

Dichterlings Pech.

Er hatte den schönen Wald besungen.

Es hat so erfrischend und herzlich geklungen;
 Es lag auf dem Lied ein poetischer Hauch.
 Er sandte das Opus an mehrere Blätter,
 Erhielt d'rauf zur Antwort: „Nicht übel, nur glätter
 Die Verse und schließlich die Ausdrücke auch!“

D'rauf stimmte auf's Neue er seine Leier.
 Das Lied, das er sang, es klang diesmal freier.
 Er sandte es wieder sofort an ein Blatt.
 Er hoffte bestimmt auf ein günstig Erwidern,
 Doch diesmal, da schrieb man: „Es sind in den Liedern,
 Die Verse zu schlüpfrig, das Thema zu glatt!“ Ferd. Franzel.

Hyperbel.

A.: „Haben Sie schon gehört, der Kaufmann Breller soll
 wegen schlechter Geschäfte einen Selbstmordversuch gemacht
 haben.“ — B.: „Das finde ich begreiflich, ich habe sogar
 einen Zahnarzt gekannt, der riß sich vor Verzweiflung darüber,
 daß keine Kunden kamen, selber die Zähne aus.“

Des Hausherrn Freude.

A.: „Man hat gestern bei Ihnen eingebrochen?“
 B.: „Ja, ich bin ganz vergnügt.“
 A.: „Nanu, darüber sind Sie vergnügt?“ — B.: „Ja, der
 Dieb hat nämlich nichts gefunden, und aus Rache hat er
 deshalb das Klavier meiner Frau kaputt geschlagen.“

Die praktische Gärtnerstochter.



„Ich muß mal wieder meinen Gut modernisieren.“



„Gut! — der macht Aufsehen!“